Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 16

Artikel: Franz Niklaus Königs Transparenten-Kabinet

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637281

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

F. N. König. Leissigen (Transparentenbild).

sonst hätte Franz dieses Bild sicher nie malen können. Denn so klar und rein, und leuchtend ist alles, als sei man gerade aus einer Höhle herausgekommen. Wahrhaftig, man lebt in diesem Alltag wie in einer Höhle und weiß es nicht, bis es einem so ein Maler zeigt. Von jetzt an wird man eine Brücke, ein Haus, ein Schloß, eine Fluh ganz anders ansehen. Von jetzt an wird man wirklich wissen, wo man daheim ist.

Der Rösli Geiger ist's, als könne sie nicht ins Bündnerland. Lärchenwald mag schön sein, eine Alpenweide noch schöner, ewiger Schnee am allerschönsten. Aber dies hier ist ihre Heimat. In diesem Bilde hat Franz Blumer seine ganze Liebe, seine ganze Jugend, sein ganzes Wesen gegeben, darum ist es so ganz das Wesen der Landschaft geworden. Man wird nicht müde, dies Bild zu beschauen. Und wenn man bis dahin gleichgültig gewesen ist, so wird man jetzt andächtig. Wie reich ist nicht die Welt. Und das ist nun schon immer dagewesen, und keiner hat es gemalt, bis dieser Franz Blumer gekommen ist. — Und ich soll den Ingenieur Steiner heiraten? denkt Rösli. Wie ist es denn auch nur gekommen, daß wir uns verlobt haben? Nein, ich werde nie heiraten! Lieber ledig bleiben, sagt ein fester Wille. Und auf den Franz warten, sagen die innersten Herzensgedanken. (Fortsetzung folgt.)

Franz Niklaus Königs Transparenten-Kabinet.

Das Berner Kunstmuseum hat kürzlich aus seinem Kunstschatze Maler F. N. Königs Transparentenbilder zur Schau ausgestellt und damit dem Berner kunstliebenden Publikum eine große Freude bereitet. Man hatte einen der Oberlichtsäle verdunkelt und darin die Bilder an vier Rahmen, die zu einem von innen erleuchteten Kabinet zusammengestellt waren, aufgehängt. Der Besucher schritt rings um die Dunkelkammer herum an einigen Dutzend Schweizer Landschaften und Städteprospekten, Genre- und Trachtenbildern vorbei und bewunderte die geschickte Art, wie der Künstler durch Auftragen von mehr oder weniger Farbe auf durchscheinendes Papier seine Lichteffekte erzielte. Es waren da unter anderem Mondlandschaften von reizvollster Wirkung zu sehen, wir denken z. B. an den Prospekt der Stadt Bern, wo die Aarewellen wie flüssiges Silber schimmern und aus tausend Fenstern und Fensterchen nächtlicher Lampenschein leuchtet. Auf andern Gemälden bilden Ampeln oder Fakeln die Lichtquellen, die irgend eine nächtliche Szene beleuchten, wobei der Maler Licht und Schatten in Rembrandtscher Manier dicht nebeneinander stellt. Man ist in unserer komplizierten und übersättigten Zeit, da man den Begriff Kunst auf das Sublimste einschränkt, geneigt, solche Dinge als Künsteleien zu bezeichnen. Zuzugeben ist, daß Maler König in erster Linie Erwerbsmöglichkeiten im Auge hatte, als er seine Transparenten malte — als einem Vater von 19 Kindern darf man ihm das nicht verargen — und daß er selber über das große Lob, das ihm von Kunstkennern zuteil wurde, bas verwundert war. Aber ebenso sicher ist, daß an diesem Erfolg das in starkem Talent und in tüchtiger Schulung begründete Können den besten Anteil hatte. Das läßt sich leicht noch heute konstatieren. Königs Transparenten sind nicht nur geschickt gemacht, sondern es sind Werklein voll künstlerischer Empfindung, voll Stil und Eleganz, so daß sie noch heute mit Genuß beschaut werden können. Ihre Vorzeigung rechtfertigte sich durchaus, und man kann der Museumsleitung nur dankbar sein für die Mühe des Arrangements.

Die Veranstaltung weckte die Erinnerung an die Briefe, die der Maler von seinen verschiedentlichen Vorstellungsreisen in den Jahren 1816, 1819 bis 1820 und 1829 nach Hause geschrieben hat und die im „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1882" vom Herausgeber Dr. Emil Blösch publiziert worden sind. Ihre Lektüre bildet eine angenehme Ergänzung und Erläuterung zu dem Geschauten. Obschon ganz familiär gehalten und die kleinen täglichen Erlebnisse registrierend, sind die Briefe kulturgeschichtlich sehr interessant, weil König, seine Bekanntschaften aus dem Atelier in Unterseen und Bern ausnützend, überall auf seinen Reisen in den vornehmsten Gesellschaftskreisen sich Eintritt und Beachtung zu verschaffen wußte.

Im Jahre 1816 bereiste F. N. König mit seinem Diaphanorama die Ostschweiz und Süddeutschland. In Zürich führte ihn David Heß, in Winterthur J. U. Hegener in die Gesellschaft ein. An letzterem Orte besuchte er mit Hegener „Madame Sulzer auf ihrer prächtigen Campagne, wohin wir in stolzen Equipagen fuhren." Der Reichtum der Winterthurer fiel schon damals einem Berner auf. Aber auch ihr Musikleben imponierte König, der musikalisch ziemlich gebildet war, wie man aus Briefäußerungen schließen kann. „Nach unserer Vorstellung habe ich diesen Abend der Konzertprobe beigewohnt. Tausend Sapperlot! was singen sie da anders als bei uns! ich war wie aus den Wolken gefallen; auch das Orchester war sehr gut, und was die Violinen anbetrifft, um 500 Prozent besser als die Unsrigen." So lesen wir im Winterthurerbrief vom 9. Januar 1816.

In St. Gallen erfreute sich König der ganz besonderen Aufmerksamkeit des dort allmächtigen Landammannes Müller-Friedberg, der ihn im „Erzähler" dem Publikum empfahl und ihm Einladungen in die ersten Kaufmannsfamilien verschaffte. „Uns geht es ganz herzig in dieser freundlichen Stadt, ihr müßt uns aber ein paar nagelneue Magen zu-

senden; sonst sind wir entweder des Todes, oder können nicht von allen den lieben Einladungen profitieren" — so schreibt er launisch seinen Lieben zu Hause. Diese freundliche Aufnahme in St. Gallen läßt ihn wehmutsvoll an die ganz andern Erfahrungen in der Vaterstadt denken: „Ich mag hiebei keine Parallele mit Bern ziehen, du magst dir dieselbe selber denken, mir aber wird die Aufnahme und immer wachsende Achtung und Freundschaft, die wir bis jetzt überall genossen, zu allen Zeiten unvergeßlich bleiben. — Auch in Rücksicht der Einnahmen geht es hier sehr progressiv." — König scheint ein praktischer Mann gewesen zu sein, der seine Zeit gut nützte. Während seiner Aufenthalte in den besuchten Städten verfertigte er Porträts und Prospekte für Freunde und Besteller. Sein Sohn Fritz, der ihn begleitete, besorgte alsdann die Aufsicht im Diaphanorama.

Ueber Lindau, Kempten, Kaufbeuren und Landsberg fuhren Vater und Sohn mit zwei Schlitten Ende Januar 1816 nach München. In Landsberg nahmen sie eine vornehme Dame mit ihrem Kammermädchen in ihren Kastenschlitten auf. „Ich saß nun an der Seite Ihrer Hohen Gnaden, einer alten Geckin, die gerne gefallen hätte, wenn es möglich gewesen wäre..." Besser gefiel dem Maler das Kammermädchen; dieses „war recht artig und dabei äußerst sittsam und bescheiden." Darum kam es den höflichen Schweizern doch gelegen, daß sie die Damen mit Schokolade stattlich regalieren konnten; sie hatten in Lindau „ein ganzes Pfund davon um 3 Kronen" gekauft.

In München fanden die beiden Berner dank der Protektion der Gräfin Montgelas zu den höchsten Kreisen Zutritt. Fritz, der Sohn, schreibt nach Hause in den höchsten Tönen von den großartigen Vergnügungen, die sie während des Karnevals mitzumachen die Gelegenheit hatten: „Heute war ich den ganzen Tag mit der Einrichtung des Kabinets beschäftigt, Papa machte einige Visiten. Abends gingen wir auf den Ball, die Königin war da und noch andere Personen vom Hofe. Das war eine Pracht zu sehen, 900 Wachslichter brannten an den Wänden und 46 Leuchter hingen bloß im Tanzsaal. Aber da tanzte Fürstin und Comödiantin, alles durcheinander. —" Zu den Sehens-

S. N. König. Die Appenzellerin (Transparentenbild).

S. N. König. Die Blumenhändlerin (Transparentenbild).

würdigkeiten Münchens wurden sie von einem jungen Grafen von Wickenburg geführt; zu der Nymphenburg und nach Schloß Schleißheim geleitete sie Herr General von Berger. Auch in München gefielen Königs Bilder. „... das Lob ist nun allgemein" schreibt König heim. „Schon bemühen sich die beiden (?) Zeitungsschreiber ohne unser Wissen, recht prächtig zu posaunen. Gestern war auch qua extra eine beträchtliche Gesellschaft Excellenzen beiderlei Geschlechtes da, und das Klatschen und Bravorufen wollte am Ende nicht aufhören; heute Abend ging's wieder so und ich darf wohl sagen, es zeigte sich nicht nur eine gefällige Aufnahme, sondern ein wahrer Enthusiasmus." Der Höhepunkt der Münchener Erlebnisse mögen für den bescheidenen Berner Künstler die Vorführung am Hofe gewesen sein und die Stunden, da er „dem König (Maximilian Josef) und die königliche Familie in ihrem häuslichen Leben betrachten konnte." „Die vielseitige freundschaftliche Behandlung unter ihnen und dann das liebreiche Benehmen gegen mich, und wie besonders der König so freundlich mir alles, selbst in seinem geheimen Cabinet, zeigte, mich überall herumführte, und erklärte, dies alles im Gegensatz zu unseren soi-disant Großen betrachtet, machte einen Eindruck auf mich, der nie erlöschen wird."

Die hohen Beziehungen kamen König sehr zu statten; sie ebneten seinem Diiaphanorama überall in Deutschland den Weg. In Augsburg hatte er es zwar nicht mehr mit Fürstlichkeiten zu tun, sondern mit reichen Bürgersleuten, aber die Aufnahme, die er dort fand, war nicht minder herzlich. Auch in Nürnberg, Erlangen und Bamberg hinterließ er Freunde. Dieser Erfolg war dem Maler selbst rätselhaft. „Daß meine Produkte diese außerordentliche Begeisterung hervorbringen, kann ich mir nicht denken und es muß irgend was anderes da zu Grunde liegen; aber was? — ich weiß es nicht," so schreibt er an die Frau, seine „liebe Freundin".

In Frankfurt am Main, wo er anfangs Juni anlangte, erfüllten sich zum erstenmal die gehegten Erwartungen nicht. Dagegen fand er wiederum am württembergischen Hofe in Ludwigsburg eine glänzende Aufnahme, da der dort le-

bendende Dichter Friedrich von Matthisson besonderes Gefallen an ihm fand und seinen großen Einfluß am Hofe aufs beste für ihn verwendete. „Durch das allgemeine Lob des Hofes aufmerksam gemacht, wollen nun die hiesigen Beamten, und das erste Militär die Sache auch sehen, zu welchem Ende mir der Ratshaussaal auch unentgeltlich angewiesen wurde, wo wir nun morgen und übermorgen Ausstellung geben werden." Von Stuttgart weg, wo ihm gleichermaßen hohe Anerkennung zuteil ward, treibt ihn dann das Heimweh wieder nach der Heimat. Seine Familie reiste ihm nach Schaffhausen entgegen. Die Freude des Wiedersehens nach halbjährlichem Getrenntsein kann man sich leicht denken.

Auch von seiner zweiten Deutschlandreise, die F. N. König im Winter 1819/20 unternahm, sind uns Briefe mitgeteilt. Wieder benutzt er Bekanntschaften und alte Beziehungen und knüpft neue an. Er mehrt seine Künstlermappe mit eigenen und mit von Freunden dedizierten Werken. In Freiburg im Breisgau schließt er einen Akkord für 120 kleinere Oelgemälde, jedes zu 6 Louisdor, ab — bezeichnend für den Kunstbetrieb, wie er damals im Schwange war bei großen und kleinen Meistern. In Karlsruhe und Mannheim wurde er wohl aufgenommen. Sein Urteil über das Geschaute ist aber durch das viele Erlebte schon geschärft. Gesunder Schweizersinn kommt darin zur Geltung. So schreibt er über ein im Karlsruher Theater geschautes Stück, es habe ihn fast „Körblen" machen. „Das Publikum benahm sich recht gemein dabei. Ich finde täglich mehr den Grundsatz richtig, daß ein Publikum, wenigstens der Geschmack desselben, am leichtesten im Theater zu erkennen ist." Das gilt sogar noch heute.

Auf dem Wege über die kleinen Fürstenhöfe Koburg und Weimar nach Dresden will ihm auch das Antichambrieren und Rückenbeugen schier verleiden, obschon er überall für Schweizerverhältnisse glänzend aufgenommen wurde. In Weimar wurde König durch Herrn Hofrat Meyer bei „Minister" Goethe eingeführt. „Goethe habe ich eine eigene Vorstellung gegeben" — schreibt König von Weimar aus — „da er nicht wohl ist, und das Geschwärm nicht vertragen kann. Er war ungemein wohl zufrieden; es kann dies für die Zukunft von großen Folgen sein." J. H. Meyer, Goethes Freund und Kunstberater, schrieb über König und sein Kabinet in jenen Tagen das folgende liebenswürdige Urteil: „Hier war vor einigen Tagen der Maler König aus Bern; — er zeigte vortreffliche, transparente Landschaften; er selbst war verständig, in gewissem Sinne geistreich zu nennen — auch kreuzbrav!" Ihm wird auch eine ausführliche Beschreibung der Transparenten zugeschrieben, die lange Zeit als aus der Feder Goethes stammend angesehen wurde, nun aber als Goethetext aufgegeben ist. Der Dichter selbst schrieb in den „Annalen der Tag- und Jahreshefte" eine kurze Bemerkung über Königs Transparenten, vom Gesichtspunkte des Farbenforschers aus, ohne aber dabei ein Werturteil zu fällen.

Mit dem Weimarer Brief vom 27. Februar 1820 schließt die Sammlung, soweit sie Blösch publiziert hat. In einer Anmerkung zum Vorwort verweist aber der Herausgeber auf Briefe, die von Königs Pariser Reise des Jahres 1829 her erhalten geblieben sind, aber zu spät in seine Hände gekommen seien. Auch diese müßten für Kunstfreunde von Interesse sein. Ob sie inzwischen veröffentlicht worden sind, entzieht sich leider unserer Kenntnis. H. B.

Ausgestoßene.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

Wenn wir in der Sittengeschichte der Völker darnach fahnden, so finden wir zu allen Zeiten bestimmte Berufe oder Volksklassen, die außerhalb der Gesetze, der Moral, der sozialen und staatlichen Beziehungen der übrigen Volksklassen standen oder heute noch stehen.

Ich denke dabei weder an die barbarische Zeit des alten Roms, wo der Sklave sich zur Ergötzung vornehmer Herrschaften und des Pöbels im Amphitheater abschlachten ließ, noch an jenes dunkle Kapitel der Geschichte unseres Christentums, wo man im Namen des Erlösers die indianische Rasse sozusagen ausrottete und nach Negern jagte, die schlechter behandelt wurden als Hunde. Es gab zu jeder Zeit Menschen, die in ihrem eigenen Heimatlande ausgestoßen und jenseits des ordentlichen Rechtes waren.

Es ist bekannt, daß beispielsweise in unseren Landen der Scharfrichter, der „Angstmann" nicht als „ehrlich" galt. Obschon er für sein trübseliges Handwerk ordentlichen Lohn erhielt, sonderte sich der Geringste von ihm ab. Seine Kinder waren zur Ehe mit anderen Scharfrichterskindern verdammt, und es bildete sich mit der Zeit eine besondere Kaste. An gewissen Orten war es einem Scharfrichter gestattet, sich ein Weib, das er richten sollte, zu seiner Frau zu nehmen, oder seine Tochter hatte das Recht, einen Mann, der gehängt oder enthauptet werden sollte, dadurch zu erlösen, daß sie ihn zur Ehe begehrte. So war er dennoch für die übrige Gesellschaft erledigt, d. h. er konnte nur als Richter für sie „nützlich" sein. Wie unser Volk über die Angstmänner dachte, zeigt folgende Sage: Zu einem Scharfrichter in unserer Stadt kam ein armer Hintersäße und bat ihn, bei seinem dreizehnten Kinde, es war ein Mädchen, Gevatter zu stehn. Der Angstmann, der sein Schwert putzte, warnte den Bittsteller vor einem solchen ungewöhnlichen Begehren. Aber der arme Mann sagte ihm, er wisse sonst niemanden, der ihm den Gefallen tun wolle. Da willigte der Richter ein, und während des Handschlags brach mit lautem Klirren die Klinge des Schwertes entzwei. Der Richter erschrak. Er hatte mit dem Schwerte bereits neunundneunzig Menschen gerichtet, und es war Brauch, daß ein Schwert nur einhundertmal zum Gebrauche kam. Daß nun das Schwert sprang, bevor es seinen Dienst vollendet hatte, und daß es gerade in diesem Augenblicke sprang, schien dem Richter kein gutes Omen für sein Patenkindlein zu bedeuten. Der Sitte gemäß stellte er das Schwert wieder her, damit es seine volle Pflicht verrichte, ehe es zur Ruhe komme; denn es ging der Glaube, daß ein zu frühe zur Ruhe gelangtes Richtschwert Unheil anstifte. Während achtzehn Jahren hatte dann das Schwert Ruhe, denn es kam in der Stadt Bern kein hochnotpeinlicher Fall zur Aburteilung. Dann wurde der Angstmann zur Hinrichtung einer Kindsmörderin gerufen. Als er das Schwert erhob, brach es nochmals. Der Richter betrachtete sein Opfer genauer und sah, daß die Kindsmörderin sein Patenkind war. Er ging vom Platze, und niemand sah ihn je wieder. Ein anderer Richter vollbrachte an der Verurteilten den Todesstreich.

Aehnlich verrufene Handwerker waren die Seiler in den Pyrenäen und die Schreiner in der Bretagne. Jene lieferten dem Henker den Strick, und diese errichteten die Galgen. Sie trieben sich oft weit in den Landen herum wie die Zigeuner, darum fand sich in ihrer Sprache ein reicher Einschlag der Zigeuner- und Gaunersprache, was auch nicht dazu beitrug, daß sie vom seßhaften Volke mehr geachtet wurden.

Auch wo heute der Glaubensfanatismus nicht mehr übertrieben zum Ausdruck kommt, glimmt in den europäischen Völkern noch die alte Verachtung und Abschätzung der Juden. Im Mittelalter waren sie rechtlos. Man duldete sie, weil sie Geld liehen. Sie nahmen aber Zins dafür, und nach der Bibel ist Zinsnehmen Wucherei. Diese Auffassung, von Luther und Zwingli stark betont, ist uns heute zwar verloren gegangen, aber der fast instinktive Haß gegen die Juden als Betrüger und Ueberlister blieb, obschon viele der größten Geister unseres und des vergangenen Jahrhunderts Juden waren, und schließlich war auch Jesus einer... Daß die letzten Jahre in unserem Europa